

Bernhard Kemmer
El Ombú

Geschrieben von Ält. Ernst Regehr, für die Zeitung "Der Bote"

El Ombú, 28. August 1958
10 Jahre Uruguay

Meilensteine

In Uruguay nähern wir uns jetzt einem wichtigen Meilenstein, unserer Zehn-Jahr-Feier. Am 27. Oktober 1948 verliessen 750 Mennoniten die "Volendam" und gingen in Montevideo ans Land. Die Gedenkfeier soll am Sonntag, den 26. Oktober bei uns in El Ombú stattfinden. Dieser Meilenstein wird Eben-Ezer heissen : Bis hierher hat uns der Herr geholfen (1. Sam. 7).

Es sind im Laufe dieser Jahre schon viele Berichte gegeben worden über Uruguay in mündlicher, schriftlicher und wohl auch gar in bildlicher Form durch Lichtbilder. Ein Bruder aus dem Norden sagte beim Anschauen solcher Bilder: Es ist wie ein Märchen. Ja, wir wohnen hier in einem schönen Lande. Jetzt, Ende August, ist bei uns gerade die Zeit, da der Feigenbaum Blätter gewinnt. Heute habe ich die ersten an den kahlen Bäumen entdeckt, es ist dieses ein Zeichen, dass "der Sommer nahe ist". Während ich dies schreibe, kommt meine liebe Frau gerade mit einer Schürze voll Apfelsinen aus dem Garten. Das ist für uns hier nichts Neues, von Juni bis Oktober sind hier ständig Apfelsinen auf dem Tisch. Und dann all das andere Obst. In jedem Monat des Jahres können wir aus unserem Garten frisches Obst von den von uns gepflanzten Bäumchen pflücken. Unter den Bäumen blühen gerade die Bohnen und Erbsen auf das beste. Im Gemüsegarten sind grosse Kohlköpfe, Salat, Zwiebeln, Mohrrüben, Sauerampfer und auch ein grosses Beet mit Erdbeeren, die gerade anfangen rot zu werden. Das haben die Spatzen auch schon entdeckt. Als die ersten Spatzen auf unserem Strohdach nisteten, haben wir uns darüber gefreut; es kam uns so heimatlich vor. Jetzt sitzt schon eine ganze Schar auf dem Dach und im Geäst. Aber immer noch können wir uns nicht dazu entschliessen, die Nester unserer fröhlichen, sorglosen Hausbewohner zu zerstören oder gar unsern Garten mit der Schrotflinte in der Hand zu verteidigen. Noch haben sie Respekt vor den kleinen bunten Fähnchen, die zwischen den Reihen aufgestellt sind.

Ja, wir sind in ein schönes Land gekommen. Bei den Witterungsverhältnissen ist zwischen Winter und Sommer ein beträchtlicher Unterschied und das macht das Klima für uns Europäer durchaus gesund. Hier ist noch niemand an einer vom Klima bedingten Krankheit gestorben. Man denke nur an das Sumpffieber bei der Einwanderung in Westpreussen vor 400 Jahren; man denke nur an die so schwierigen Anfangsjahre auf dem Stolze-Plateau oder im Chaco. Wir Mennoniten haben ja schon allerlei Erfahrungen beim Neuansiedeln gesammelt. Jener Satz könnte von einem von uns geprägt sein, jedenfalls ist er von unseren Familien vielfach erprobt worden: "Der ersten Generation der Tod, der zweiten die Not und der erst der dritten das Brot". Nun, hier in Uruguay ist die berühmte Ausnahme, die die Regel bestätigt; hier ist das Gegenteil von dem, was dieser Satz besagt. Wenn der Apostel Paulus schreibt, dass "wir mit unsern eigenen Händen arbeiten", "niemand beschwerlich werden" und "unser eigenes Brot essen sollen", so ist dieses nach Ankauf des Landes in El Ombú,

Gartental und Delta durch die Mithilfe unserer Brüder im Norden sehr bald möglich geworden auch auf so kleinen Landflächen, die weit unter dem bisher für möglich gehaltenen Existenzminimum liegen.

In letzter Zeit ist von hier die Frage an den Norden gestellt: "Willst du mein Bruder sein?" Diese Frage ist von unsern Brüdern schon viel früher beantwortet worden, als sie überhaupt gestellt wurde und zwar ist sie im positiven Sinn beantwortet. Da war die grosszügige Hilfe in den Notjahren in Deutschland und Dänemark, die Möglichkeit unserer Auswanderung, der Unterhalt in der ersten Zeit in Uruguay, der Landankauf, der Unterhalt des MCC-Heims in Montevideo, das uns und unsern Kindern zugute kommt (es erfordert einen monatlichen Zuschuss von 200 Dollar). Gerade wenn wir jetzt auf die ersten zehn Jahre in Uruguay zurücksehen wollen, dann wird auch dies ein Abschnitt sein müssen, wie sich unsere Gemeinden im Norden als unsere Brüder bewährt haben. Und wenn eine Frau in dem Artikel ganz wahrheitsgetreu den Botenlesern "den grauen Alltag" von Gartental schildert, dann weiss ich es aus eigener Anschauung, dass es sowohl in Deutschland, als auch in Kanada, in Paraguay, in Brasilien, ja sogar auch in der USA einen solchen grauen Alltag gibt, über dem das Wort geschrieben ist: "Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen". Es wird nicht nur hier hart gearbeitet sondern auch in Nordamerika; und die Dollar von dort kommen nicht aus den übervollen Geldschränken, sondern aus den übervollen Herzen unserer Brüder. Es ist doch merkwürdig, zu welcher verschiedenen Ergebnissen eine ganz wahrheitsgetreue Berichterstattung führen kann.

Da hatten wir doch einen sehr lieben Gast aus Kanada bei uns; aber er kann sich einfach in unsere Verhältnisse nicht hineinfinden. Er findet unsere Lage hier "klämrich". Wie ist das bloss möglich? Habe ich dann bei meinen Berichten übertrieben? Habe ich während der Reise Uruguay "vergessen"? Nein und noch einmal nein. Es wäre doch wohl töricht gewesen, es unseren Menschen, die doch so viel vom Pionierleben verstehen, glaubhaft machen zu wollen, dass hier 6 Jahre nach dem Neuanfang schon alles vollkommen sei. Wir haben nichts zu pochen, aber auch nichts zu klagen; wir haben **bloss zu danken. Und danken** wollte ich Gott und unsern Brüdern, weiter nichts. **Dass solch ein Neuanfang harte Arbeit nötig macht, das weiss von unsern Leuten jeder.** Aber diese Arbeit hier macht Freude. Man sieht, wie man **Jahr für Jahr** weiter vorwärts kommt. Gewiß in Ausnahmefällen mag dies in Kanada schneller gehen. Der große Unterschied zwischen Nord und Südamerika auf diesem Gebiet liegt in der Tatsache begründet, daß alle Einwanderer in den Norden ohne Ausnahme als Privatpersonen dort angekommen sind und als Privatpersonen dort leben und arbeiten. Jede Familie sorgt für sich allein. Eine starke Familie mit erwachsenen, fleißigen und gewandten Kindern, die alle sparsam sind und allen Verdienst zusammenlegen, solch eine Familie kann, wenn alle Arbeit haben und behalten, in kurzer Zeit ein komfortabel eingerichtetes Haus in der Stadt ihr eigen nennen.

Wer nach Südamerika ausgewandert ist, der wusste sich in die Gemeinschaft gestellt. Gleich zu Anfang, vom ersten verdienten Lohn an, wurden 25% an die

Lagerkasse abgegeben. Was bedeutete das damals für uns? Wir kamen 1948 aus einem Deutschland, in dem es noch kein "Wirtschaftswunder" gab.

Unsere Koffer machten es deutlich, aus welcher Not wir ausgewandert sind. Dann wurde hier zum ersten Mal nach unserer Flucht vollgültiges Geld verdient. Alle Geschäfte in der Stadt waren voller Waren. Alles gab es hier zu kaufen, und es fehlte uns an allem. "Halt, es sind noch Leute im Lager, die nichts verdienen können. Gib ein Viertel von deinem Einkommen an die Lagerkasse". Das war mehr als der "Zehnte". Aber das musste gefordert werden und (ich sage dies mit großer Freude und mit Dank gegen Gott) es wurde auch bezahlt. Als am 11. Februar 1949 der MCC-Vertreter aus Montevideo, Br. Vogt, zu uns ins Lager kam, konnte ich es ihm sagen: Es schläft jetzt niemand mehr auf der Erde; jeder – sogar jedes Kind – hat ein Bettgestell. Später wurde diese Abgabe sogar auf 50% erhöht, um allen Familien einen Anfang in El Ombú möglich zu machen. Solch ein Zusammenstehen ist gegebenenfalls auch heute noch in den Ansiedlungen nötig und wird auch durchgeführt.

Wenn wir hier auch nicht einzelne Familien haben, die hoch über den Durchschnitt empor ragen, so haben doch alle Familien, die es nur wollten, ihr Auskommen auf eigenem Lande gefunden in einer Umgebung, wie er sie von Hause her gewohnt ist: Kirche, Schule, Nachbarschaft, An – und Verkaufsgenossenschaft, Kaufladen, Krankenhaus. Es will doch schon etwas heißen, wenn sich unsere lieben Alten wohl fühlen: "Eck si hier ganz Tus. Hier send mine Kinger und hier es mine Frindschaft un rut kom eck nich von El Ombú". Ein anderer sagte in diesen Tagen zu mir: "Wir sind eigentlich überhaupt nicht ausgewandert; wir haben uns die Heimat hierher mitgebracht". Ein lieber Gast aus Deutschland erzählte u. a. , dass unsere Jugend in Bayern bayrisch spricht, in Schwaben schwäbisch, in der Pfalz pfälzisch und in der Lüneburger Heide niedersächsisch. Und dann fuhr der Gast wörtlich fort: "Will man den unverfälschten westpreussischen Dialekt hören, dann muß man nach Uruguay kommen". Das Einleben hat uns hier nicht schwer gefallen.

So kann man jede Sache von zwei Seiten ansehen, je nachdem von welchem Standpunkt unsere Blickrichtung ist. Bruder Postma hat hier sogar einmal behauptet: "Jede Sache hat drei Seiten: Deine Seite, meine Seite und die richtige Seite". In 4. Mose 13 und 14 wird uns die Rückkehr der Kundschafter erzählt. Für jeden, "für die ganze Gemeinde" ist es jetzt interessant und hochbedeutsam zu erfahren, "wie es stände". Alle diese Botschafter waren "vornehme Männer". Sie waren durchaus vertrauenswürdig. Alle 12 sind sich einig bei der Beschreibung des schönen Landes und auch bei der Schilderung der großen Schwierigkeiten, das Land einzunehmen. Alle haben sie die Riesen gesehen, die ihr Land nicht freiwillig hergeben werden. Das war der einmütige, wahrheitsgetreue "Bericht zur Lage". Und jetzt kommt der Unterschied: Während zehn Mann hier mit ihrem Bericht am Ende sind (und die Folge ist Unruhe im Volk, Verzagtsein, Murren gegen Gott und Auflehnung gegen Mose), fügen zwei ihrem Bericht hinzu: "Wenn der Herr uns gnädig ist, so wird er uns in das Land bringen". Aber ist dieses noch eine ordnungsmässige, "objektive" Berichterstattung? Gehört diese Sprache des Glaubens denn überhaupt in diese nüchterne Nebeneinanderstellung der einzelnen Faktoren? Bei jeder demokratischen Abstimmung würden die zwei unterlegen sein. Hier aber

behalten sie allein Recht mit ihrem Rechnen mit Gott: "Größer als der Helfer ist die Not ja nicht". In den grausigen Notjahren in Deutschland sagte ich einmal in einer Flüchtlingsgemeinde: Müssen wir uns auch in allem auf das Äusserste einschränken, in unserm Gottvertrauen, da dürfen wir uns nicht einschränken. Und das gilt doch auch für den grauen Alltag im Norden und bei uns im Süden. Oder ist das etwa eine Wortspielerei, wenn wir lesen, dass wir einen Gott haben, den man loben und preisen kann "allezeit", "immerdar", "täglich", "ewiglich", "mein Lebenlang", "solange ich bin", "vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang", "solange ich lebe", "solange ich hier bin", "allewege", "ohne Unterlaß"? Hier ist die Antwort aus der Praxis: Paulus und Silas waren "wohl gestäubt" in das innerste Gefängnis geworfen. Ihre Füße waren im Block. "Und lobten Gott".

Hier die Praxis aus unserer Geschichte: Am 24. August 1529 wird Georg Blaurock "grausam gefoltert" und 14 Tage später, am 6. September "lebendig mit Feuer verbrannt". In dieser Zeit fängt er im Gefängnis an zu dichten. Es wäre schon sehr viel gewesen, wenn er in seinen Schmerzen und angesichts des qualvollen Todes gedichtet hätte: Hilf du mir durch die Zeiten und mache fest das Herz. Sein Lied, das er selbst als sein "Sterbelied" bezeichnet hat, beginnt so: "Herr Gott, dich will ich loben von jetzt bis an mein End, dass du mir gabst den Glauben, durch den ich dich erkenne".

Hier ist die Praxis aus unserer Gegenwart (berichtet von einer Glaubensschwester aus Celle) : die Männer aus unserem Dorf in Rußland darunter auch mein Mann, waren in der Nacht verhaftet, zum Bahnhof gebracht und auf einem offenen Güterwagen verladen. Wir wussten, es war ein Abschied für lange Zeit, wahrscheinlich aber für's ganze Leben. Als der Zug anfuhr, sangen unsere Männer: "Berg und Tal und Feld und Wald und Meere froh durchwall ich sie an seiner Hand; wenn der Herr nicht mein Begleiter wäre,..." Ja, wenn der Herr nicht mein Begleiter wäre.

Wir in Uruguay bereiten uns vor, Gott zum Lob und Preise ein großes Lob – und Dankfest zu feiern. Und es wird wunderbares zu berichten geben, wie am 21. Januar 1949 die Brüder von der obersten MCC-Leitung bei uns waren und uns die Mitteilung machten, dass die MCC-Kasse leer sei und in Uruguay kein Land gekauft werden könnte. Text unserer Abendandacht: "Sage den Kinder Israel, dass sie ziehn" (2. Mose 14, 15), Das ist die Situation: Vorwärts geht es nicht, da ist das Meer; rückwärts geht es nicht, da sind die Wagen und Reiter Pharaos. Genau so war unsere Lage: Vorwärts geht es nicht, es wird kein Land gekauft; rückwärts nach Deutschland zurück geht es auch nicht mehr. Aber wo wir am Ende sind, da ist Gott noch lange nicht am Ende; was wir auf Gott hin gewagt haben, das kann niemals "eine gewagte Sache" sein. Wir sangen das Lied: "**Befiehl du deine Wege**". Und wie ist dann die Geschichte bei uns ausgegangen? Es ist noch kein halbes Jahr vorbei, da stehen wir am 14. Juli in El Ombú und singen: "**Bis hierher hat uns Gott gebracht**".

Es wird viel Wundersames von diesen zehn Jahren zu berichten geben, wie alle staatlichen und privaten Stellen sagten: Es ist zu wenig Land; das allermindeste für eine Familie sind 75 ha. und schließlich brauchten es auch nur noch 35 ha. zu sein. In El Ombú aber wurden die Hofstellen 3½ ha. bis 14 ha. , je nach

Größe der Familie. Wieder meldete sich unser Kleinglaube: Was ist das unter so viele? Und vor unseren Augen hat sich dann das große Speisungswunder wiederholt: Sie wurden alle satt. Ja, sogar auch das hat sich bei uns hier wiederholt: Es blieb übrig. Jahr für Jahr sind wir hier etwas vorwärts gekommen.

Auf unserem Wege sind wir doch manch einem Meilenstein begegnet, der uns daran erinnert, was Gott an uns getan. Am 21. Mai 1956 fahren fünf von unsern Schulkindern wie alltäglich mit dem fahrplanmässigen Autobus nach Young zur Schule. An diesem Tage steigen hier noch Bruder Gustav Woelke und Frau dazu, um nach Gartental zu fahren. Sie finden auf der hintersten Bank gerade noch Plätze zum Sitzen, während die fünf Kinder ganz vorne stehen bleiben. Beim überqueren der Bahnlinie fährt der Zug mitten durch den Omnibus und durchschneidet ihn in zwei Teile (Siehe die Abbildung) und alle unsere Lieben bleiben am Leben.

Ja, es wird viel zu Danken geben, wenn wir zurückschauen werden. Immer haben wir uns in Ruhe und im Frieden um Gottes Wort versammeln dürfen (und das ist doch heute auch nicht so selbstverständlich). Vom ersten Sonntag an benutzten wir in Colonia die Kapelle der dortigen Valdensergemeinde bis wir nach El Ombú gingen. In Montevideo finden noch heute unsere Gottesdienste am Sonntag Nachmittag in der großen Kirche der Methodistengemeinde statt. Bei uns in El Ombú ist es ein großer Schuppenraum, der aber würdig ausgestattet ist durch eine wunderschöne Kanzel. Sie ist ganz aus Zedernholz. Die starken Bretter sind sauber zusammengefügt, fein geglättet und poliert. Da ist kein unnötiger Zierat; aber eine ganz stabile, exakte, saubere Arbeit. Franz Voigt und sein Sohn Wilhelm haben ihr bestes Können in diese Arbeit gelegt. Und seit gut zwei Jahren sind wir nun dabei, auf unserm Friedhof eine Kirche zu bauen. Es wird ein einfacher Bau werden, der nichts in die Augen Fallendes hat: Vorne, rechts und links je ein Stübchen, dazwischen der breite Eingang; darüber die Empore mit dem Harmonium und dem Platz für den Chor. An dem Eingang gegenüberliegenden Seite ist die Kanzel. Gewiss bringt dies wieder mehr Arbeit, zusätzliche Arbeit und auch mehr Kosten; aber es würde doch ein schöner Abschluß unseres ersten Jahrzehnts in Uruguay sein, wenn wir sie bis dahin fertig bekommen würden. Möchte diese Kirche der Ort sein wo sein **herrlicher Name gelobt und gepriesen werde, wo wir unsere Herzen immer aufs neue dem Herrn zur Wohnung weihen; damit auch wir etwas seien zu Lob SEINER Herrlichkeit je mehr und mehr, von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Generation zu Generation, von nun an bis in Ewigkeit. Amen.**

Ich grüße Euch alle, meine sehr lieben und werten Brüder und Geschwister. Hier möchte ich nun alle die vielen, vielen Namen hinschreiben und jeden Einzelnen persönlich grüßen.

Die Erinnerung an jeden Wandertag ist mir ein Dank.

Wie wird das sein, wie werden wir von ewiger Gnade sagen, wie Er uns durchgebracht, geleitet und getragen, wenn jeder seine Harfe bringt und sein besonderes Loblied singt.